

Beziehungsdynamiken und religiöse Transformationsprozesse in Schweizer Migrationskirchen

Dr. Claudia Hoffmann, Aussereuropäisches Christentum, Theologische Fakultät der Universität Basel

1. Einleitung

Dieses für drei Jahre angelegte Forschungsprojekt (Mai 2017-April 2020) mit dem Titel «Migrationskirchen in der Schweiz: Interkulturell-theologische Profile und ökumenische Perspektiven» untersucht Theologien in Migrationskirchen im Kanton Aargau und soll insbesondere zeigen, wie sich Beziehungen zwischen diesen neuen christlichen Gruppierungen und der kirchlichen Mehrheitsgesellschaft entwickeln. Ziel dieses Forschungsprojektes, das von der Reformierten Landeskirche Aargau gefördert wird, ist es, das Verständnis für die je verschiedenen Kulturen und Theologien zu fördern. «Es sollen Grundlagen für die Gestaltung inspirierender und fruchtbarer Begegnungen mit Migrationskirchen in Kirchgemeinden der Reformierten Landeskirche Aargau geschaffen werden.»¹ Nach Ablauf des dritten Jahres sind unterschiedliche migrationskirchliche Varianten interkultureller Theologie erhoben und systematisch katalogisiert. Stereotype Bilder von Migrationskirchen sind aufgebrochen, unterschiedliche Beziehungsformen sind deutlich geworden und der Weg für migrationsökumenische Impulse ist geebnet.

Die Fragestellung in diesem Forschungsprojekt fokussiert einerseits auf lokale, aber auch internationale Beziehungen. Welche Beziehungen werden gepflegt und wie verändern sie sich im neuen Kontext? Andererseits spielt die Frage nach Theologien innerhalb von Migrationskirchen eine zentrale Rolle. Welche Theologien finden wir vor und was für theologische Veränderungen innerhalb der jeweiligen Migrationskirchen ergeben sich durch den Kontext der Schweiz?

Die Frage nach Theologien und ökumenischen Beziehungen in Migrationskirchen wurde bislang nur am Rande oder gar nicht bearbeitet. Das mag daran liegen, dass der Fokus in der Forschung zu Religion und Migration insgesamt, aber auch in der Migrationskirchenforschung im Speziellen, nach wie vor auf dem Themenkomplex der Integration liegt.² Dieses Forschungsprojekt konzentriert sich demgegenüber auf die Frage, ob und wie Migrationserfahrungen das religiöse Selbstverständnis und das Kirche-Sein von zugewanderten und sogenannten einheimischen Kirchen prägen. Der Fokus dieses Projektes liegt darauf, welche Bedeutung die Migration und der veränderte Kontext für die Religion hat und nicht umgekehrt, welche Bedeutung die Religion für die Migration und migrierende Menschen hat.

In diesem Beitrag werden wir der Frage nach den lokalen ökumenischen Beziehungen vertieft nachgehen, indem die Art und Weise und die Gründe für eine Zusammenarbeit zwischen Migrationskirchen und anderen Kirchgemeinden in drei Kleinstädten ausgewertet wird. Dazu werden nicht nur erste Ergebnisse der empirischen Studie vorgestellt, sondern es werden auch die Methoden zur Datenerhebung und diejenigen zur Datenauswertung präsentiert und diskutiert.

Es werden in diesem Beitrag Modelle der Zusammenarbeit gezeigt, womit die lokale (Migrations)ökumene gefasst und analysiert werden kann. Doch zuerst setzen wir uns mit zwei für dieses Projekt wichtigen Begriffen – Migrationskirche und Ökumene – auseinander.

¹ Vorlage zum Traktandum Forschungsprojekt Migrationskirchen in der Schweiz, Synode Reformierte Landeskirche Aargau, 01. 06. 2016.

² Es seien hier zwei Beispiele genannt aus dem Jahr 2017, in denen Fragen der Integration prominent verhandelt werden: Arens, Edmund, Martin Baumann, Antonius Liedhegener, Wolfgang W. Müller, und Markus Ries, Hrsg. *Religiöse Identitäten und gesellschaftliche Integration*. Religion - Wirtschaft - Politik. Zürich: Pano Verlag, 2017; Polak, Regina. *Migration, Flucht und Religion: praktisch-theologische Beiträge*. Ostfildern: Matthias-Grünwald-Verlag, 2017.

2. Der Begriff Migrationskirche

Sowohl im akademischen als auch im gesellschaftlichen Sprachgebrauch hat sich der Begriff Migrationskirche (oder Migrationsgemeinde in katholischer Nomenklatur) eingebürgert, um das Phänomen von zugewanderten Christen und Christinnen zu beschreiben, die in der neuen Heimat gemeinsam Gottesdienste feiern und Bibelgruppen und Kirchen gründen. So lautet auch die knappe Definition des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes: «Als Migrationskirchen werden Zusammenschlüsse von Christinnen und Christen mit Migrationshintergrund bezeichnet, die sich selbst als Kirche verstehen.»³

Ganz viele verschiedene Formen von Kirche und Gemeinde fallen unter diese Kategorie. Der Begriff beschreibt ein sehr heterogenes Phänomen. Mit Migrationskirchen sind sowohl kleine Hauskreise und Bibelgruppen gemeint, als auch kleinere oder grössere Gemeinden grosser Denominationen und Konfessionen oder Ableger von international aktiven Megakirchen. Schon nach diesen wenigen Worten wird klar, dass Migrationskirche ein Sammelbegriff ist, der ungenau bleibt. Darüber hinaus ist er eine Fremdbezeichnung, keine der unter diese Kategorie fallende Kirche oder Gemeinde würde sich selbst Migrationskirche nennen. Es handelt sich bei diesem Begriff um einen Begriff, der Prozesse des sogenannten «othering» fördern kann. Damit sind Prozesse gemeint, mit denen man sich von anderen distanziert und dadurch die Gruppe, zu der man gehört, stark macht. Das Eigene wird dadurch zur alleingültigen Norm, alles andere weicht davon ab. Das Andere bei den anderen Gruppen wird besonders betont und dadurch erst recht fremd gemacht.⁴

Obwohl Migrationskirche also ein problematischer Begriff ist, halte ich es für angebracht, ihn zu benutzen. Erstens weil wir keinen besseren Begriff haben, mit dem wir die unterschiedlichen Erfahrungen und Verständnisse dieses Phänomens fassen können, alle anderen in der Diskussion verwendeten Begriffe, bringen wieder ganz eigene Schwierigkeiten mit sich.⁵ Zweitens unterstreicht dieser Begriff zwei ihrer wichtigen Charakteristika: Migration und Kirche. Migration ist ein globales Phänomen, ein andauernder Prozess, der mehr als eine Einbahnstrasse ist und unsere Gesellschaft und auch die Kirchen massgeblich prägt und verändert.⁶ Migrationserfahrungen prägen die Lieder und Gebete, die Predigten in den Kirchen, die als Resultat von Migrationsprozessen in der Schweiz in einem neuen Kontext entstanden sind. Ohne den Begriff Migration im Namen würden wir ein wesentliches Charakteristikum solcher Kirchen verlieren. Darüber hinaus könnten Fragen, die sich für eine zweite und dritte Generation in sogenannten Migrationskirchen in einer ganz eigenen Weise stellen, weniger pointiert diskutiert werden. Ebenfalls würde die gesellschaftspolitische Verortung solcher kirchlichen Phänomene nicht mehr präzise diskutiert werden. Fragen der Integration oder Assimilation und Fragen der Handlungsmacht von solchen Kirchen könnten weniger direkt angesprochen werden, wenn der Begriff Migration in der Bezeichnung des Phänomens fallen gelassen würde. Die spezielle Situation, in der sich diese Gemeinden befinden, könnte nicht mehr gleich gut bedacht werden. Nicht zuletzt hat der Begriff Migration auch eine theologische Spitze: er bezieht sich auf die insbesondere alttestamentlichen Teile der Bibel, die über das migrierende Gottesvolk nachdenken. Sogenannte

³ Röhrlisberger, Simon, und Matthias D. Wüthrich. *Neue Migrationskirchen in der Schweiz*. SEK-Studie 2. Bern: Verlag Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund SEK, 2009, 9.

⁴ Vor allem Edward Said und Gayatri Chakravorty Spivak haben in den 1980er-Jahren auf solche Prozesse in unserer Geschichte aufmerksam gemacht. Spivak, Gayatri Chakravorty. «The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives». *History and Theory* 24, Nr. 3 (1985): 247–272.

⁵ Vgl. dazu die übersichtliche Darstellung verschiedener Begriffe bei Währisch-Oblau, Claudia. *The Missionary Self-Perception of Pentecostal/Charismatic Church Leaders from the Global South in Europe: Bringing back the Gospel*. *Global pentecostal and charismatic studies* 2. Leiden: Brill, 2009, 33-36.

⁶ Polak, Regina. *Migration, Flucht und Religion : praktisch-theologische Beiträge. Band 1*, 204-206.

Migrationskirchen können uns also auch daran erinnern, dass Migration ein wichtiges Wesensmerkmal der gesamten Christenheit ist. Der zweite Teil des Begriffs Migrationskirche trägt dem Umstand Rechnung, dass alle diese christlichen Gemeinden, Gruppen, Kirchen zur Weltchristenheit gehören und sich selbst als Kirche verstehen, sei dies als Gemeinde einer Kirche oder als eigenständige Kirche, und nicht als ein Kulturverein, der lediglich Traditionen aus dem Herkunftsland pflegt.

3. Integration oder Ökumene?

Die Frage, wie Migrationskirchen und ihre Mitglieder sich in unsere Gesellschaft und kirchliche Landschaft integrieren steht nicht nur in der akademischen Auseinandersetzung mit dem Thema im Vordergrund. Auch kirchliche Verlautbarungen widmen sich erst in jüngster Zeit explizit, aber meist nach integrationspolitischen Themen oder in untergeordneter Stellung dazu, dem Thema der Ökumene, womit ich zwischenkirchliche Beziehungen auf Augenhöhe meine. Fragen der Integration, die sich in den letzten beiden Jahrzehnten vor allem um Partizipation anstelle von Assimilation gedreht haben, prägen nach wie vor den kirchlichen Diskurs vor allem auf der Gemeindeebene. Die jüngste Broschüre einer der grössten Landeskirchen in der Schweiz bezeichnet die Beziehung zwischen Landes- und Migrationskirchen als ökumenische Herausforderung. Es wird sehr wohl die durch die Missionsgeschichte gemeinsame Herkunft der Kirchen, und das Miteinander, nicht das Nebeneinander betont. Gemeinsam unterwegs zu sein, bedeute sich für einander zu öffnen sich mit dem andern auseinanderzusetzen. Doch diese Gedanken zu einer Beziehung, die auf Respekt vor dem andern gründet, werden begleitet von einem Aufruf zur diakonischen Verpflichtung, die die Landeskirchen gegenüber Migrationskirchen haben.⁷ Erschwert das nicht eine ökumenische Beziehung auf Augenhöhe? Ökumenische Überlegungen konzentrierten sich lange Zeit einzig und allein auf das Thema der Gastfreundschaft. Dies greift aber zu kurz, wie das auch die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) 2014 bemerkte. Unter dem Bild der Gastfreundschaft bleiben die Gäste immer Fremde und die Gastgeber bestimmen, ein Machtgefälle wird geradezu zementiert. Der EKD-Text betont, dass hier ein Mentalitätswandel nötig ist, der zugewanderte Christen und Christinnen als Geschwister, als Teil unserer selbst erkennen lässt.⁸

In diesem Beitrag werden bewusst die kirchlich geprägten Stichworte ökumenisch und Ökumene verwendet. Ökumene ist nicht ein neutraler Begriff, der eine Situation beschreibt, sondern es handelt sich hier um einen normativen christlich-theologischen Begriff. Ich verwende diesen normativen Begriff, um Beziehungen zwischen verschiedenen Kirchen vor Ort zu beschreiben und weise damit darauf hin, dass die Kirchen und die Theologie hier vor einer grossen Aufgabe stehen. Zwischenkirchliche Beziehungen können nicht einfach so beschrieben werden ohne die praktischen Konsequenzen mitzudenken. Wenn der Begriff Ökumene bei der Beschreibung von Beziehungen verwendet wird, geschieht dieser Prozess ein Stück weit von selbst. Darüber hinaus kann der Begriff Ökumene Hinweise geben, wie eine ideale zwischenkirchliche Beziehung aussehen kann. Ökumene umfasst Kirchen und Christen aus der gesamten Welt, es handelt sich um Beziehungen, die von Reziprozität und Nachbarschaftlichkeit geprägt sind. Ökumene bedeutet, dass Kirche ihrem Wesen nach universal und unteilbar ist, es geht darum trotz oder wegen aller Verschiedenheit eine Einheit zu

⁷ Vgl. Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn. *Gottes Volk hat viele Farben. Migrationskirchen als Herausforderung und Chance für die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn*. In: https://www.refbejuso.ch/fileadmin/user_upload/Downloads/OeME_Migration/Migration-Integration/OM_2017_Gottes_Volk_hat_viele_Farben.pdf (1.2.2019), 19-22.

⁸ Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), Hrsg. *Gemeinsam evangelisch! Erfahrungen, theologische Orientierungen und Perspektiven für die Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft*. EKD-Texte 119. Hannover: Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), 2014, 18f.

erreichen. In ökumenischen Beziehungen geraten vielleicht mehr als sonst die Unteilbarkeit, aber auch Verbindungen und Abgrenzungen in den Blick. Die ganze Ökumene ist von Bewegung geprägt und es kann damit eine Gesinnung bezeichnet werden, die Grenzen zu überwinden sucht und sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzt.⁹

Beziehungen zwischen Migrationskirchen und einheimischen Kirchen unter dem Stichwort der Ökumene zu bedenken erscheint mir für die weitere Forschung vielversprechend. Es zeigt sich, dass ökumenische Beziehungen in der Schweiz und in Deutschland in den letzten Jahrzehnten breiter und komplizierter geworden sind. Das hat sich aber in unserem Verständnis von Ökumene meist noch nicht niedergeschlagen. In Zukunft wird es darum gehen, in unseren Breitengraden Ökumene interkultureller zu verstehen. Dies erneuert dann auch die Fragen, die sich um Fragen der Beziehungen zwischen Landes- und Freikirchen drehen. Der Theologe und Religionssoziologe Paul Zulehner hat von einer «Verbuntung» gesprochen, um die neue ökumenische Situation in Westeuropa zu beschreiben.¹⁰ Dieser exotisierende und oberflächliche Begriff trägt meiner Meinung nach der komplizierten Situation, in der wir uns befinden, nicht genügend Rechnung. Ich ziehe dem gegenüber den von Arnd Bünker vorgeschlagenen Begriff des «postmigrantischen Christentums» vor, um die ökumenische Situation in der Schweiz und in Deutschland zu beschreiben.¹¹ Migration hat nämlich sowohl Gesellschaft als auch Kirchen bei uns schon längst verändert. Das post scheint mir aber gleichzeitig auch etwas übertrieben. Prozesse der Migration sind nämlich längst nicht abgeschlossen, sondern wir befinden uns nach wie vor in einer Zeit, die sehr stark von Migration geprägt ist, man könnte sogar sagen, das Christentum ist heute mehr denn je von einer Migrationsdynamik geprägt.¹² Ökumenische Beziehungen zu untersuchen scheint für die Zukunft also sehr wichtig zu sein und die Frage, wie und warum sich Migrationskirchen mit einheimischen Kirchen verbinden, noch ungenügend geklärt.¹³

4. Methodik

Zur Beantwortung der unterschiedlichen Fragen in diesem Forschungsprojekt wird eine qualitativ-empirische Studie durchgeführt. Qualitative Forschung ist dazu geeignet, weil sie soziale Zusammenhänge untersucht, Sinn und subjektive Sichtweisen rekonstruiert werden und Verstehen ihr Erkenntnisprinzip ist.¹⁴ Die Datenerhebung besteht aus Leitfadeninterviews und teilnehmender Beobachtung. Die Methoden basieren auf Methoden aus der Ethnologie und den Sozialwissenschaften.

4.1 Datenerhebung

⁹ Vgl. für weiterführende Überlegungen zum Begriff Ökumene: Frieling, Reinhard. «Ökumene». In: *TRE*, 25 (1995). Berlin/New York: Walter de Gruyter, 46-77.

¹⁰ Zulehner, Paul Michael. *Verbuntung: Kirchen im weltanschaulichen Pluralismus: Religion im Leben der Menschen 1970-2010*. Ostfildern: Schwabenverlag, 2011.

¹¹ Bünker, Arnd. «Typen christlicher Migrationsgemeinden und postmigrantische Perspektiven». In *Kirchen in Bewegung: Christliche Migrationsgemeinden in der Schweiz*, 111–130. St. Gallen: edition spi, 2016, 127-130.

¹² Vgl. zu dieser Migrationsdynamik: Heuser, Andreas. «Epochale Wandlungsprozesse. Entwicklungen im weltweiten Christentum». *Schweizerische Kirchenzeitung* 186, Nr. 17 (2018): 358–59. Und: Heuser, Andreas. «Noch weithin unbekannte Nachbarn». *Schweizerische Kirchenzeitung* 186, Nr. 18 (2018): 386–87.

¹³ Einen ersten Anlauf stellt dieser Artikel dar: Heuser, Andreas, und Claudia Hoffmann. «Afrikanische Migrationskirchen und ihre selektive ökumenische Konnektivität». *Pastoraltheologie* 107, Nr. 7 (2018): 293–306.

¹⁴ Vgl. zur Bedeutung von qualitativer Forschung Kardorff, Ernst von. «Einleitung». In *Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, herausgegeben von Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel, und Stephan Wolff, 2. Aufl., 3–10. München: Psychologie Verlags Union, 2012.

Bei den Leitfadeninterviews handelt es sich um fokussierte Interviews, die mit einem Anfangsimpuls arbeiten, die den Fokus des Gespräches vorgeben.¹⁵ In meinen Untersuchungen bildet das Thema Kirche-Sein den Fokus der Gespräche. Die Interviews wurden trotz dieser Fokussierung sehr offen gehalten, sie passten sich der Gesprächsdynamik an. Narrative Einschübe waren also durchaus erlaubt. Das Hauptrederecht lag bei den Befragten. Dadurch wurden die Interviews länger, um alle Fragen des Leitfadens zu behandeln, waren teilweise mehrere Interviewtermine nötig. Die Leitfadeninterviews waren insbesondere in Bezug auf die Frage nach Beziehungsdynamiken ergiebig.

Die Interviews wurden auf Deutsch, Französisch oder Englisch geführt. Vor allem bei den Interviews auf Deutsch stellte die Sprache ein Hindernis für den Redefluss dar, da viele meiner Interviewpartner (noch) nicht fließend Deutsch sprachen. Deshalb war es überaus wichtig, dass ich einfache und kurze Fragen stelle. Was bei der Interviewführung immer gilt, fiel bei meinen Interviews besonders ins Gewicht: Die Fragen müssen leicht verständlich sein, dem Alltag der Befragten entsprechen, und dürfen nur einen Aspekt enthalten. Jede Frage muss beantwortbar sein. Die Fragen sollen offen formuliert sein, damit sie eine Erzählung generieren und das Gespräch aufrechterhalten können. Mit den Fragen sollen keine Begründungen abgefragt werden und sie sollen auch nicht werten. Suggestive oder provokative Fragen werden sparsam und gezielt, eher gegen Ende des Gespräches eingesetzt. Abstrakte Fragen, oder Fragen, die die Hauptforschungsfrage beinhalten, sind tabu. Nicht nur welche Fragen gestellt werden, sondern auch wie sie gestellt werden, ist zu beachten. Die Fragen dürfen nicht wie aus der Pistole geschossen werden. Weiche Fragen, Fragen, die mit «mal», «doch», «eigentlich», «so» eingeführt werden, sind von Vorteil.¹⁶

Diese fokussierten Interviews waren fast ausschliesslich Experteninterviews, da meine Interviewpartner Kirchenleitende sind, Experten und Repräsentanten ihrer Kirchen. Der Leitfaden spielte hier eine besonders wichtige Rolle, da damit die relevanten Experten-Informationen abgefragt wurden, und unergiebig Themenfelder schneller verlassen werden konnten.

Das Setting war für das Gelingen der Interviews von grosser Bedeutung. Hier ist vor allem auch die Rolle der Interviewführerin zu bedenken. Ich komme nicht nur als Forscherin der Theologischen Fakultät zum Interview, sondern auch als Mit-Christin, sogar als ordinierte Pfarrerin der reformierten Kirche. Diese Rolle war nicht nur türöffnend, sondern verhalf auch dazu, dass es mir gelang, während den Interviews eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich meine Interviewpartner wohl, sich nicht an Prüfungen oder Interviews im Asylverfahren erinnert fühlten. Ich liess die Interviewpartner Ort und Zeit des Interviews bestimmen, ich betete mit, wenn vor und nach dem Interview dazu aufgefordert wurde, ich beantwortete auch Fragen zu meiner Person. Alle Interviews wurden aufgenommen, damit die Interviews später besser bearbeitet und analysiert werden können. Doch wie störend ist eigentlich die Aufnahme und das Gerät zur Aufzeichnung? Und steht dieses Aufnehmen nicht etwas im Widerspruch zur angenehmen Atmosphäre?

Auf einem Interview-Dokumentationsbogen wurden die Daten der interviewten Person aufgenommen, aber auch erste Eindrücke, die Atmosphäre des Interviews, mein Befinden und eine

¹⁵ Kurze Informationen, was Leitfadeninterviews sind, und wie man sie in der theologischen Forschung anwenden kann finden sich bei Söderblom, Kerstin. «Leitfadeninterviews». In *Einführung in die Empirische Theologie. Gelebte Religion erforschen*, herausgegeben von Astrid Dinter, Hans-Günter Heimbrock, und Kerstin Söderblom, 254–69. UTB Praktische Theologie, Empirie 2888. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007. Weiterführende Literaturhinweise zu Leitfadeninterviews: Flick, Uwe. *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 2. Aufl. der vollst. überarb. u. erw. Neuausg. Rororo Rowohlts Enzyklopädie 55694. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2009, 194–226.

¹⁶ Vgl. zu Frageformen und Fragestilen bei einem Interview: Helfferich, Cornelia. *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. 3., überarb. Aufl. Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009, 102-118.

Zusammenfassung des Interviews wurden darauf festgehalten. Dieser Bogen nimmt für die Analyse eine Brückenfunktion ein. Damit können Interpretationen überprüft, Stimmungen aus der Interviewsituation hervorgeholt und Angaben überprüft werden.

Die zweite Methode zur Erhebung meiner Daten stellt die teilnehmende Beobachtung dar. An unterschiedlichen Gottesdiensten in verschiedenen Kirchen und Gemeinden richtete ich mein Augenmerk nicht nur auf Sprache und Inhalte, sondern andere Zugänge wurden wichtig: die Atmosphäre im Raum, Bilder, Musik und Geräusche, die verschiedenen Handlungen. Dabei habe ich versucht, mich an vier Maximen zu halten: Das Feld durch meine Anwesenheit möglichst wenig zu verändern, am Gottesdienst wirklich teilzunehmen, Notizen in einem Feldtagebuch festzuhalten und die Beobachtung mit einem reflektierten Forschungsbericht abzuschliessen.¹⁷ Der Zugang zum Feld, zu den Gottesdiensten, spielte dabei eine besonders grosse Rolle. Ohne sogenannte Türöffner, Türsteher oder Sponsoren, die mir nicht nur den Zugang gewährten, sondern auch Interviewpartner waren und weitere Interviews ermöglichten, wäre eine erfolgreiche Erforschung der Kirchen und Gemeinden unmöglich.¹⁸

Gottesdienste habe ich nicht gefilmt oder aufgenommen. Die Notizen während des Gottesdienstes wurden mit einem nachträglichen Gedächtnisprotokoll ergänzt. Die Notizen der Forscherin sind in der Feldforschung von grosser Bedeutung, durch solche Texte wird Wirklichkeit hergestellt. Es ist wichtig, dass diese Notizen unmittelbar nach dem Feldkontakt gemacht werden, damit Wesentliches nicht verloren geht. Die Gedächtnisprotokolle habe ich jeweils im Zug oder im Bus auf dem Nachhauseweg vom Gottesdienst verfasst. Eine so hergestellte Wirklichkeit ist geprägt von der selektiven Wahrnehmung der Forscherin. Um diese Selektivität zu relativieren, habe ich das Beobachtete und meine dabei erlebten Gefühle in den Notizen durch Verwendung zwei verschiedener Farben voneinander getrennt. Ebenfalls habe ich jeweils festgehalten, wie der Zugang und der Kontakt zum Feld zu Stande kam und Probleme beschrieben, die aufgetaucht sind. Es wird das Wichtige und das auf den ersten Blick Nebensächliche festgehalten. Abgeschlossen werden diese Protokolle mit Verallgemeinerungen und Interpretationen und Begründungen.¹⁹

4.2 Datenauswertung

Über die Datenerhebung wird in der empirisch-theologischen Forschung viel Auskunft gegeben. Auch werden die Schwierigkeiten dabei benannt und nach kreativen Lösungen gesucht. Mit der Frage der Datenauswertung wird aber viel unkritischer umgegangen. Nicht selten wird über die Datenauswertung keine oder nur sehr knappe Auskunft gegeben, die Probleme werden nicht benannt. Deshalb soll in diesem Beitrag auch die Frage der Datenauswertung etwas breiteren Raum einnehmen. Die Interviews werden zuerst in drei Schritten erschlossen und dann analysiert. Zuerst werden sie transkribiert, dh. Wort für Wort abgetippt, dann Zeile für Zeile durchgelesen, wobei mit Blick auf die

¹⁷ Vgl. Scholtz, Christopher P. «Teilnehmende Beobachtung.» In *Einführung in die Empirische Theologie: gelebte Religion erforschen*, herausgegeben von Astrid Dinter, Hans-Günter Heimbrock, und Kerstin Söderblom, 214–226. UTB Praktische Theologie, Empirie 2888. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007, hier: 215. Vgl. auch Schmidt, Bettina E. *Einführung in die Religionsethnologie. Ideen und Konzepte*. Reimer Kulturwissenschaften. Berlin: Dietrich Reimer, 2008, 61–78.

¹⁸ Vgl. zur Funktion eines Türöffners Sundermeier, Theo. *Den Fremden verstehen. Eine praktische Hermeneutik*. Sammlung Vandenhoeck. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1996, 99, 224; Knoblauch, Hubert. *Qualitative Religionsforschung. Religionsethnographie in der eigenen Gesellschaft*. UTB 2409. Paderborn: Schöningh, 2003, 82f.

¹⁹ Eine ausführliche und differenzierte Anleitung zum Verfassen von Feldnotizen bietet: Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz, und Linda L. Shaw. *Writing Ethnographic Fieldnotes, Second Edition*. 2nd revised edition. Chicago: University of Chicago Press, 2011, 21-128. Eine kurze Einführung bietet: Flick, *Qualitative Sozialforschung*, 374-378.

Fragestellung relevante Textstellen markiert werden. Dieser zweite Schritt im Analyseprozess stellt die «initiiierende Textarbeit»²⁰ dar. Sie ist insbesondere wichtig, da ich die Interviews nicht selber transkribiere. Auffälligkeiten, spannende Textstellen und wichtige Fakten werden in Memos festgehalten. Der dritte Schritt in diesem Analyseprozess ist das eigentliche Codieren. Das geschieht einerseits durch ein im Vorfeld erstelltes Codegerüst, andererseits werden auch induktiv Kategorien gebildet. Die Kodierung geschieht mit Hilfe des Computerprogramms MAXQDA. Diese drei Schritte bilden die Vorarbeit zur eigentlichen Analyse. Die eigentliche Analyse der so aufbereiteten Daten folgt erst jetzt. Ziel der Kodierung und Kategorisierung der Daten ist es, relevante Passagen und Textteile zu identifizieren und sie entlang von bestimmten Kategorien zu benennen und zu gruppieren.²¹ Abschliessend werden die Erkenntnisse in Fall- oder Themenzusammenfassungen gebündelt.

Bislang noch unklar ist, ob mit den Protokollen der Teilnehmenden Beobachtung, mit den Feldnotizen, ebenso verfahren wird, wie mit den Interviews. Analysiere ich diese Daten ebenfalls mit den vier hier beschriebenen Schritten? Oder dienen die Feldnotizen lediglich als eine Art Hintergrundfolie?

Das Transkribieren durch eine weitere Person distanziert die Interviewführerin etwas vom Material. Das kann als Nachteil gesehen werden, bringt aber auch den Vorteil mit sich, dass man mit einer gewissen Distanz noch einmal auf andere Weise an das Material heran geht. Ich forsche nicht in einer Gruppe, sondern führe meine Forschung ganz alleine durch. Indem nun eine weitere Person die Interviews transkribiert, blickt noch ein Augenpaar mehr auf meine Daten, was auch für den Analyseprozess hilfreich ist. Nach jeder Transkription wurde ein Memo verfasst, in dem das Wichtigste aus dem Interview zusammengefasst ist. Diese Memos konnte ich mit meinen zusammenfassenden Notizen auf dem Interview-Dokumentationsbogen vergleichen.

Die Datenauswertung ist inhaltsanalytisch orientiert. Ich lehne mich bei meiner Analysemethode an die von Mayring vorgeschlagene qualitative Inhaltsanalyse an. Mit einer qualitativen Inhaltsanalyse wird der vorhandene Inhalt verdichtet und strukturiert, dann wird das Material zusammengefasst oder auf Besonderheiten, Zusammenhänge und auf Unterschiede hin untersucht. Mayring differenziert seine Analysemethode in drei Gruppen auf: Zusammenfassung, Explikation, Strukturierung. Ich lehne mich in einem ersten Schritt an Mayrings zusammenfassende Inhaltsanalyse mit einer induktiven Kategorienbildung an, denn welche-Fragen deuten auf eine induktive Kategorienbildung hin.²² Das umfangreiche Material soll mithilfe von Kodierungen kategorisiert werden, um verschiedene Klassifizierungen von Theologie sichtbar zu machen. Dann nehme ich eine strukturierende Inhaltsanalyse vor, die deduktiv mit einem im Vorfeld erstellten Kodierleitfaden arbeitet, den ich aus Hypothesen in der Forschungsliteratur und Themen aus dem Interviewleitfaden erstellt habe.²³

Vor der Analyse werden also Analyseschritte formuliert, die gesamte Analyse ist von einem regelgeleiteten Vorgehen geprägt. Dadurch wird die Analyse auch für andere nachvollziehbar. Aufpassen muss die Forscherin, dass der Analyseprozess nicht all zu «objektivistisch und bürokratisch» und das Kategoriensystem nicht «zum dogmatischen Regelwerk» wird, das den gesamten Analyseprozess dominiert, und dabei die eigentlichen Daten aus dem Blick geraten.²⁴ Dem deduktiven Kodieren wird nicht nur ein induktives Kodieren vorgeschaltet, sondern der ganze Kodierprozess

²⁰ Kuckartz, Udo. *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 3., Überarbeitete Auflage. Grundlagentexte Methoden. Weinheim Basel: Beltz Juventa, 2016, 56.

²¹ Vgl. Flick, *Qualitative Sozialforschung*, 369.

²² Vgl. Mayring, Philipp. *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*. 12., Überarb. Aufl. Weinheim: Beltz, 2015, 85–90.

²³ Vgl. Mayring, *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*, 97–109.

²⁴ Kruse, Jan. *Qualitative Interviewforschung: Ein integrativer Ansatz*. Weinheim: Beltz Juventa, 2014, 415.

startet mit der initiierenden Textarbeit, einem offenen-interpretativen Verfahren, um zu verhindern, dass einfach eine Reifikation bereits bekannter Konzepte entsteht.

5. Beziehungsmodelle

Migrationskirchen sind Akteure, nicht einfach Empfänger von diakonischen Leistungen, deshalb halte ich die Fragen nach den gelebten, ökumenischen Beziehungen in der Migrationskirchenforschung für zentral. Im Folgenden werden vier Modelle beschrieben, die sich aus den effektiv existierenden Beziehungen zwischen Migrationskirchen und einheimischen Kirchen ableiten liessen.

Wir konzentrieren uns hier auf die Auswertung eines deduktiven Codes, der sich aus dem Interviewleitfaden, den ich auch als heuristisches Instrument verwendet habe, ergeben hat. Dieser Code liefert Antworten auf meine Forschungsfrage nach den Beziehungen, die gelebt werden. Es wird die Auswertung des Codes «Zusammenarbeit mit Gemeinden vor Ort» präsentiert. In 14 von 16 geführten Interviews wurden insgesamt 130 Codings vorgenommen. Der Grossteil der Interviewpartner kommt aus einer Kirche, die aus der Reformation hervorgegangen ist. Drei Kirchen, die mit der reformierten Kirche zusammenarbeiten, gehören zur orthodoxen Familie. Wegen ihrer Zusammenarbeit mit reformierten Gemeinden zählen sie zu meinem Sample. Die codierten Passagen tauchen im Interview in der Regel dann auf, wenn ich nach Zusammenarbeit gefragt habe. Auffallend ist aber auch, dass in den Abschnitten der Interviews, wo die Interviewpartner die Entstehungsgeschichte ihrer Kirchen ausgeführt haben, öfter auch von Beziehungen zu lokalen Gemeinden die Rede war. Ebenfalls war die Zusammenarbeit teilweise ein Thema, wenn ich nach Auftrag und Angebot der Kirche gefragt habe oder bei der Frage, wer ihre Kirche besucht. In einem Interview kam das Thema der Zusammenarbeit vor allem bei der Frage nach den finanziellen Möglichkeiten der Kirche. Diese erste Aufzählung, wann über Beziehungen und Zusammenarbeit gesprochen wird, lässt bereits einen ersten Schluss zu: Beziehungen zu lokalen Gemeinden sind für Migrationskirchen meist von Beginn an prägend und gestalten auch ihre Entstehung mit.

5.1 Vermietungsmodell

Das erste Modell ist das Modell, das zwischen Migrations- und Landeskirchen im Kanton Aargau und darüber hinaus in weiten Teilen der Schweiz üblicherweise gelebt wird. Die Beziehung besteht zwischen ungleichen Partnern, die einander über weite Strecken fremd bleiben. Für diese Form von Beziehung sind Regeln nötig, die normalerweise hierarchisch, von der Kirchenpflege der Schweizer Kirche, gesetzt werden. Es bestehen zwischen den Migrationskirchen und den Landeskirchen Mietverträge (oder auch Partnerschaftsverträge genannt), wo die Zeiten für die Raumbenutzung und die Kosten festgelegt werden. Nicht selten wird der Anspruch der vermietenden Kirchgemeinde höher gesetzt als die der mietenden Gemeinde, dh. wenn die Räume benötigt werden, müssen die Mieter zurücktreten. Reinigung nimmt einen eigenen Punkt im Vertrag ein.²⁵

Seit wenigen Monaten beherbergt eine reformierte Kirchgemeinde in der Nähe von Aarau eine eritreisch-orthodoxe Kirchgemeinde. Zuständig für die Raumvermietung und -benutzung ist in erster Linie das Sekretariat der Schweizer Kirchgemeinde. Die eritreische Gemeinde hat einen Beauftragten für Öffentlichkeitsarbeit, der gut deutsch spricht und schon einige Jahre in der Schweiz in einem geregelten Aufenthaltsstatus lebt und einer regelmässigen Arbeit nachgeht. Der Pfarrer der Schweizer Gemeinde ist froh, wenn er möglichst wenig damit zu tun hat und sich nicht damit auseinandersetzen

²⁵ Vgl. zB. den Muster-Mietvertrag der Reformierten Kirche Zürich. Arbeitsgruppe «Migrationskirchen» des Stadtverbands. *Mietvertrag*. In: http://www.refbejuso.ch/fileadmin/user_upload/Downloads/OeME_Migration/Migration-Integration/OM_Inhalte_Mietvertrag.pdf (1.2.2019).

muss, was das genau für eine Kirchgemeinde ist, zu welcher Kirche sie gehören, oder ob es noch andere ähnliche Gemeinden in der Nähe gibt. Wichtig ist für ihn, dass die aufgestellten Bedingungen eingehalten werden.

«Ja eben. // Wir haben weder Zeit// noch die Energie, noch das Wissen, um uns da gross damit auseinanderzusetzen. Wir haben einfach den Eindruck, diese Leute sind seit einem Jahr da. Sie haben nie Probleme gemacht. Sie halten sich an die Regeln. [...] Sie sind freundlich. Sie bemühen sich um das Einhalten der Termine, ja.» (Interview C&S, 25)

Der Wunsch für Zusammenarbeit geht in der Regel von einer Migrationskirche aus, die auf der Suche nach einem geeigneten Gottesdienstort ist. Zusammenarbeit bedeutet in dieser Form Abhängigkeit und geht nicht über das Raumteilen hinaus, gemeinsame Aktivitäten sind schwierig auf die Beine zu stellen und werden von hohem Misstrauen begleitet.

Eine französisch sprechende afrikanische Gemeinde, die seit rund 30 Jahren in und um die Kleinstadt Baden existiert und zu den ersten afrikanischen Gemeinden in der Schweiz gehört, hat schon öfters ihre Räumlichkeiten wechseln müssen. Seit dem Jahr 2000 mieten sie sich bei einer baptistischen Gemeinde ein, einer Schweizer Freikirche, die mehrheitlich aus deutschen Zuwanderern besteht. Ihre Beziehung beschränkt sich auf den geteilten Gottesdienstraum und punktuelle Gespräche und Gebete zwischen den Pfarrpersonen. Ein gemeinsam stattfindender Wald-Gottesdienst jeweils im Sommer mit anschliessendem Picknick funktioniert in den Augen des kongolesischen Pfarrers nicht optimal.

«On est bien/ donc/ on cohabite très, très bien. Pas de problème, pas de souci. Mais seulement qu'on remarque tout simplement lorsqu'on a des activités ensembles/ cette partie ne vient pas avec nous. Et même si nous, on présentait notre nourriture/ africaine, il y a une partie qui vient/ ah c'est bien, c'est bien. Et l'autre/ ils boudent.» (Interview N, 95).

Dieses Beziehungsmodell zeichnet sich vor allem aus durch ein Machtgefälle zwischen den Partnern und dadurch, dass man dank Regeln ohne etwas voneinander wissen zu müssen, unter einem Dach leben kann. Durch diese Form der Zusammenarbeit können Räume, die in reformierten Kirchen drohen leerer zu werden, mit neuem Leben gefüllt werden.

5.2 Kooperationsmodell

Dieses zweite Modell umfasst Projekt-Beziehungen, die einzelne Gemeinden mit anderen Gemeinden oder Gemeindebünden eingehen. Das Kirchenverständnis, das hinter diesem Beziehungsmodell steht, lässt sich mit dem Bild des Leibes Christi umschreiben. Der Leib Christi ist grösser als eine Gemeinde. Es gibt in den Gemeinden ein Bewusstsein dafür, dass zum Kirche-Sein mehr dazu gehört als die Gemeinde in den eigenen vier Wänden. In diesem Wissen werden für einzelne Projekte geeignete Partner ausgesucht. Die gemeinsamen Projekte können spirituell, sozial oder materiell sein. Das heisst, ein Projekt kann ein gemeinsamer Gottesdienst sein, eine Gebetsnacht oder eine Strassenevangelisation. Das Projekt kann aber auch sozial-diakonisch ausgerichtet oder materieller Natur sein. Die Zusammenarbeit lebt hier von einem punktuellen Zusammengehen, das nach dem Projekt wieder aufgelöst wird. Eine solche Beziehung unterstützt die Gemeinde in ihrer Arbeit, sie kann aber auch Ausdruck ihre Kirchenverständnisses sein. Die Beziehung kann als spirituelle Bereicherung verstanden werden, aber auch als soziales Engagement, zu dem eine Kirchgemeinde verpflichtet ist. Wie etwa die Hälfte der Pfarrer in protestantischen Migrationskirchen im Kanton Aargau ist auch ein nigerianischer Pfarrer Mitglied bei der lokalen Evangelischen Allianz. Durch diese Mitgliedschaft steht seine international ausgerichtete, englisch sprachige Gemeinde in einer Beziehung mit unterschiedlichen, aber theologisch ähnlich ausgerichteten Gemeinden, die regelmässig, aber punktuell, gemeinsame Aktivitäten unternehmen. Durch gemeinsame Projekte erreichen auch die Migrationskirchen eine grössere Menge an Menschen, sie haben ein Forum.

«And we are part of Allianz. That's the way we work together in our community. As Allianz member we work together, put money together every year. And we have social commitment to the community. We do things together. As churches. All the member of churches we come together. We have one service together, minimum. Like last year we did 2. Together. And we do exhibitions also together to affect the community. All that as a member of alliance.» (Interview S, 95)

Der Pfarrer der kongolesischen Gemeinde berichtet eindrücklich, wie die Beziehung zur Allianz ihn und seine Gemeinde aus einer finanziellen Notlage befreit hat. Nachdem der Kassier Geld veruntreut hatte, stand die Kirche an einem totalen Tiefpunkt. Die Beziehung zur Allianz war in dieser schwierigen Zeit nicht nur eine seelische Unterstützung für die Gemeinde, sondern auch eine praktische, materielle. Die Schulden der Kirche wurden von der Allianz übernommen.

«Oui, oui, ça nous aide dans le sens que/ on n'est pas seul. Et/ (...) ils sont/ l'alliance est là justement/ ils soutiennent chaque église. Donc on porte chaque église à nos cœurs. [...] Donc on s'est retrouvé vraiment/ qu'on n'avait rien. Et j'ai apporté la situation à l'alliance. [...] Donc l'alliance était là juste pour nous aider, conseiller, et puis/ jusqu'à ce que vraiment/ tout était terminé.» (Interview N, 119)

Diese Form der Beziehung lebt davon, dass sie punktuell ist, kurzfristige Projekte angedacht und durchgeführt werden. Danach gehen die Projektpartner wieder auseinander und gehen ihre eigenen Wege. Die Partner für eine solche Projektarbeit werden bewusst ausgesucht, zum Gelingen eines Projektes tragen gemeinsame Grundlagen, wie eine ähnliche Theologie, viel bei.

5.3 Integrationsmodell

Dieses Modell hat mit dem folgenden Partnerschaftsmodell viel Ähnlichkeit. In beiden Modellen leben eine Migrationskirche und eine einheimische Kirche in einer engen Beziehung. Die Gemeinden leben zusammen, was viel mehr umfasst als ein Raum-Teilen wie im Vermietungsmodell. Es werden Programme gemeinsam gestaltet, das Gemeindeleben und die Finanzen werden geteilt. Der Unterschied zwischen dem Integrations- und dem Partnerschaftsmodell besteht darin, dass im Integrationsmodell die Migrationskirche regelrecht in der bestehenden einheimischen Gemeinde aufgeht. So berichtet die Pfarrerin der arabisch sprechenden Gemeinde innerhalb der methodistischen Gemeinde, dass sie in der Schweizer Gemeinde eine neue Heimat gefunden haben, und sie sich aufgehoben fühlen.

«Sie haben uns total adoptiert. Ich nenne sie bis heute Muttergemeinde. Das finde ich ein sehr schöner Begriff, weil sie umarmen uns richtig so wie eine Mutter.» (Interview A, 6)

Die Kirchen wollen nicht als eigenständige Gemeinden parallel weiter bestehen, sondern eine Untergemeinde der bestehenden Gemeinde sein, auf der sie aufbauen können.

«Wir wollen Wurzeln haben in [der] einheimischen Gemeinde.» (Interview A, 28)

Die eigene Identität wird in diesem Beziehungsmodell gegenüber dem Heimisch-Werden als zweitrangig empfunden. Diese Form von Zusammenarbeit ermöglicht ein Ankommen in der Fremde, Ziel der Zusammenarbeit ist es, eine neue Heimat zu finden. Sie ist aber wiederum von einem deutlichen Machtgefälle gekennzeichnet. Die einheimische Kirchengemeinde gibt den Ton an und setzt die Spielregeln.

5.4 Partnerschaftsmodell

Diese Form von Zusammenarbeit unterscheidet sich deutlich von einer einfachen Raum-Vermietungs-Beziehung, auch das Machtgefälle, das im eben beschriebenen Integrationsmodell deutlich spürbar ist, wird hier zu überwinden versucht. Diese Art von Zusammenarbeit zielt darauf, miteinander als Geschwister verbunden zu sein, die gemeinsam unterwegs sind. Die eritreische charismatische Gemeinde in Aarau lebt eine solche Partnerschaft mit einer Schweizer Freikirche. Der Schweizer

Pfarrer streicht das Miteinander in der Zusammenarbeit zwischen den beiden Gemeinden, das auch öffentlich sein muss, deutlich hervor.

«Aber auf der anderen Seite ist uns wichtig, den Öffentlichkeitscharakter und das Miteinander auch, den Ausdruck, wir sind miteinander unterwegs, das Feiern, das gemeinsame Anteilgeben, das ist für uns irgendwie schon wichtig.» (Interview B&T&R, 314)

Dieses Modell der Beziehung stellt eine Partnerschaft zwischen Gleichwertigen dar. Zwei Gemeinden finden sich, tun sich zusammen und teilen ihre Räume, Programme und Finanzen. Sie bleiben dabei aber autonome Gemeinden. Zusammenarbeit wird als ein Geben und Nehmen verstanden, als ein gegenseitiger Lernprozess und sein Gelingen wird als übernatürliches Geschehen verstanden. Strukturelle Lösungen können nur auf der Grundlage des gegenseitigen Vertrauens bestehen und wachsen. Die persönliche Beziehung zwischen den Leitenden der Gemeinden ist für das Gelingen der Zusammenarbeit zentral.

«Ja, wir vertrauen einander. Und wir spüren eben, wie T das gesagt hat, das ist etwas Übernatürliches, wie Gott uns zusammengeführt hat. Wir spüren/ wir gehören zusammen. Ohne jetzt eine Überverantwortung zu haben. [...] Und eigentlich, das Wichtigste war für uns von Anfang an, dass einfach unsere Beziehung funktioniert, deshalb treffen wir uns regelmässig, beten zusammen. Unternehmen Dinge zusammen. Und eigentlich mein Versuch war auch immer, dass wir auf Führungsebenen guten Austausch haben.» (Interview B&T&R, 387)

Dieses Beziehungsmodell ist nicht nur von Langfristigkeit geprägt, sondern setzt Interesse am anderen voraus. Während vor allem das erste Modell mit wenig oder gar keinem Interesse oder Kenntnis des Partners auskommt, kann eine solche Zusammenarbeit ohne gegenseitiges Interesse nicht zu Stande kommen.

5.5 Analyse der Beziehungsmodelle

Es geht nun nicht darum, eines der Beziehungsmodelle zu favorisieren in der ökumenischen Zusammenarbeit, sondern darum, die Stärken und Schwächen jedes einzelnen Modelles zu benennen. Erst dann kann ersichtlich werden, wann und warum welches Beziehungsmodell in der Anwendung Sinn macht. Es geht aber auch darum, Kirchgemeinden oder die Partner in solchen Beziehungen dafür zu sensibilisieren, dass es verschiedene Formen und Modelle der Zusammenarbeit gibt. Und dass jedes der Modelle seinen Ort und seine Zeit hat. Wichtig ist, dass die Gemeinden wissen, und zwar beide Seiten, was sie tun. Es wäre fatal, wenn eine Gemeinde das Gefühl hat, sie befinde sich in einem engen Partnerschaftsmodell, wollen als Geschwister gemeinsam unterwegs sein, in Wahrheit aber geht ihre Partnerschaft nicht über eine Wohngemeinschaft hinaus.

Das Vermietungsmodell hat den grossen Vorteil, dass es mit wenig Aufwand zu tun ist. Es braucht keine lange Vorlaufzeit, es kann sofort damit begonnen werden, wenn die Parameter klar sind. Beide Seiten müssen wenig in die Zusammenarbeit investieren. Darüber hinaus können leere Kirchengebäude mit neuem Leben gefüllt werden. Selten gehen Menschen aus den beiden unterschiedlichen Gruppen aber aufeinander zu, beide Seiten sind froh, wenn es keine Probleme gibt. So wird es auch vermieden, in einen näheren Kontakt mit den anderen zu treten. Das gegenseitige einander auf Distanz halten ist die Schwäche dieses Modells.

Das Kooperationsmodell stellt oft einen ersten Versuch dar mit fremden Geschwistern wirklich in einen Kontakt zu treten. Man versteht sich hier als ein grosses Ganzes. Die Kurzzeitigkeit eines Projektes und der klar begrenzte Zeitrahmen helfen dabei, dass sich verschiedene Parteien eher auf eine Zusammenarbeit einlassen und sich für etwas verpflichten. Ein Nachteil ist darin zu sehen, dass solch kurzzeitig angelegte Projekte oft ohne Konsequenzen für weitere ökumenische Beziehungen bleiben. Der deutliche Vorteil sowohl im Integrations- als auch im Partnerschaftsmodell liegt darin, dass sie nur durch ein wirkliches Engagement, durch ein gegenseitiges Öffnen und den Austausch funktionieren.

Eine Gefahr in diesen engen Partnerschaftsmodellen liegt darin, die eigene Identität zu verlieren und ganz im anderen aufzugehen.

Während das erste Modell noch mit wenig Interesse am Untermieter auskommen kann, ist das in den drei anderen Modellen nicht möglich. Sie setzen ein deutliches Interesse am andern voraus. Zusätzlich bringen diese drei Modelle einen zunehmenden Kontrollverlust auf Seiten der Schweizer etablierten Gemeinden mit sich.

Diese Modelle sind nicht als abschliessende Modelle gedacht. Sie können ergänzt werden. Ein Modell, das ich aus Dänemark kenne, das Rad-Modell, ist in der Schweiz zur Zeit noch ein nicht existierendes Zukunftsmodell.²⁶ Das Rad-Modell funktioniert so, dass verschiedene Gemeinden über eine gemeinsame Nabe miteinander verbunden sind. Die Schwierigkeit ist, dass noch unklar ist, was denn die gemeinsame Nabe sein soll. Ist das ein gemeinsam gefeierter Gottesdienst, ist das ein Leitungsgremium, in dem immer Vertreter der einzelnen Gemeinden Einsitz haben? Der grosse Gewinn dieses Modells ist, dass es möglich wird, dass sich hybride Identitäten bilden. Gemeindemitglieder haben die Möglichkeit in verschiedenen Gemeinden mitzumachen. Dies könnte durchaus für die zweite und dritte Generation von Migrationskirchen ein interessantes Modell von Kirche sein.

6. Begründungen für und Diskurse über Beziehungen

Neben dem holzschnittartigen Erfassen der Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Gemeinden in Modellen, ist es interessant, wie die Praxis der Zusammenarbeit gedeutet wird. Wie sprechen die Menschen darüber? Wie begründen sie die Zusammenarbeit, welche Metaphern verwenden sie? Welche Bedeutungen schreiben sie ihnen zu? Und welche bereits existierenden Diskurse tauchen dabei auf?

Nicht alle meiner Interviewpartner sprechen über die Gründe für eine Zusammenarbeit oder deuten sie. In der Tat tut das nur rund die Hälfte. Deutlich benennt der nigerianische Pastor einer internationalen Kirche den Grund für eine Zusammenarbeit mit anderen christlichen Gemeinden:

«We are all children of the Lord all over the world. And we need to learn how to work together as a body of Christ. Church is bigger than one group or one denomination. There's a need for us to find people to work together with.» (Interview S2, 126)

Als Kinder Gottes sind wir dazu verpflichtet miteinander zu arbeiten. Er merkt aber auch an, dass es immer darum geht, genau zu prüfen, mit wem man zusammenarbeitet. Es sind Leute gefragt, die an Gott glauben und die christliche Lehre nicht verletzen.

«We have to watch out that the partners we have they are people who have faith in God, and their doctrine is not harmful to the doctrine of Christ.» (Interview S2, 126)

Der nigerianische Pastor begründet die Zusammenarbeit zwar mit einer sehr weiten Metapher, wir sind alle Kinder Gottes und gehören deshalb zum Leib Christi. Aber er schränkt die Zusammenarbeit in einem zweiten Satz gleich wieder ein. Die Unterscheidung zwischen geeigneten und ungeeigneten Partnern scheint mir für eine wirkliche ökumenische Zusammenarbeit schwierig zu sein. Denn dort geht es ja genau darum, Unterschiede auszuhalten und damit einen Umgang zu finden, und zwar auch theologisch-dogmatische Unterschiede. Mit der vom nigerianischen Pastor vorgebrachten Qualifikation für eine Zusammenarbeit treten wir in einen sehr grossen theologischen Diskurs ein über wahre und falsche Christen, der insbesondere charismatischen oder evangelikalen Gemeinden wichtig ist. Indem der Pastor die Fragen der Zusammenarbeit in dieser Richtung qualifiziert, betritt er ein für

²⁶ Für weitere Informationen zu interkulturellen Kirchenmodellen in Dänemark siehe: Dalsgaard, Søren. «Modeller for menighed og mission blandt migranter i Danmark.» *Ny Mission* 31 (2016): 133-143. In: https://issuu.com/danishmissioncouncil/docs/nymssion_31 (4.2.2019).

ihn wohl wichtigeres Feld: die Frage nach dem wahren Glauben und den wahren Christenmenschen. Zusammenarbeit mit anderen stellt dort nur ein Unterkapitel dar.

Die orthodoxen Geschwister begründen ihre Zusammenarbeit lediglich damit, dass sie Räume brauchen. Am liebsten hätten sie eine Kirche für sich allein, wo sie ihre Ikonen nicht immer versorgen müssen, zu den für sie günstigen Zeiten Gottesdienst feiern können und sich nicht nach den Zeiten der gastgebenden Kirche richten müssen. Diese eher lebenspraktische Art eine Zusammenarbeit zu begründen, könnte auch damit zusammenhängen, dass sich die Gemeinden, die zusammenarbeiten, theologisch ganz fremd sind. Die orthodoxen Gemeinden sind in reformierten Kirchen eingemietet.

«Die Schweiz, oder die Schweizer Leute haben uns positiv geantwortet wegen Kirche. Die geben uns jeden Samstag oder jeden Sonntag frei euren Raum/ bei manchen Kantonen zahlen wir ein bisschen.» (Interview M&N, 33)

Auffällig ist, dass in dieser Art und Weise, eine Zusammenarbeit zu begründen, gar keine theologischen Diskurse oder Metaphern benutzt werden, sondern eher politische. Dadurch dass die Kirchen ihre Räume zur Verfügung stellen, bekommt die gesamte Schweiz einen positiven Anstrich. Das Klima in der Schweiz wird so im Sinne einer Willkommenskultur gedeutet.

Der kongolesische Pfarrer begründet seine Initiative für Zusammenarbeit wiederum theologisch mit dem Leib Christi und der Verwandtschaft zwischen den Glaubensgeschwistern, also ganz ähnlich wie der nigerianische Pfarrer, aber ohne in das Diskursfeld wahre/falsche Christen einzutreten.

«Et notre joie aussi vraiment de faire partie de cette famille, que nous avons rencontré ici en Suisse. C'est nos frères et nos sœurs, donc/ on veut partager notre foi nous tous. On veut être ensemble, communier. Et puis/ donc ça c'est notre souci numéro 1. On veut pas aussi être isolé. Voilà pourquoi nous sommes ici dans l'alliance. Nous sommes aussi/ nous faire de/ de/ partie de ce corps de Christ. Donc pour le mouvement c'est/ c'est notre objectif. Notre objectif.» (Interview N, 171)

Es fällt auf, dass der Pfarrer sehr deutlich betont, dass sie auf keinen Fall isoliert sein wollen. Damit tritt er in ein integrationspolitisches Diskursfeld ein, in dem davon ausgegangen wird, dass Migrationskirchen (und vor allem auch Moscheegemeinden) sich zu gefährlichen Parallelgesellschaften entwickeln können. Der Leiter einer Latinogruppe begründet seinen Wunsch nach Zusammenarbeit sehr deutlich damit, dass er und seine Gemeinde auf keinen Fall eine Parallelgesellschaft darstellen wollen:

«Aber wir müssen nicht lassen/ die Beziehungen zu der/ schweizerischen Gesellschaft. Weil es ist wichtig, auch. (.) Wir können es nicht vergessen. (...) Wir können nicht isoliert eine/ (.) Parallelgesellschaft gründen.» (Interview Se, 24)

Eine weitere, ebenfalls eher lebenspraktische Art, die Zusammenarbeit zu begründen, findet sich wiederum in der Latinogruppe, die zu einer reformierten Kirchgemeinde eine enge Partnerschaft pflegt. Die Zusammenarbeit hilft der kleinen, jungen Gemeinde zu überleben.

«Der kleine Hahn ist immer verletzlich und dann nicht Kraft. Und wenn kalte Zeiten kommen, könnte er einfach sterben. Wenn die Mutter kommt/ kann ihn auch unterstützen. Mit ihren Flügeln. Später diese/ dieses kleine Hähnchen ist grösser und grösser und plötzlich ein Hahn. Das ist die Iglesia Latina. Könnte grösser sein. Aber jetzt ist sie dieses verletzliche/ Guggeli.» (Interview Se, 77)

Hier spielt auch das Bild der Familie mit hinein. Diesmal ist es aber nicht eine Beziehung auf Augenhöhe, eine geschwisterliche Beziehung, sondern eine Mutter-Kind-Beziehung. Das Kind braucht den Schutz der Mutter. Zusammenarbeit wird funktionell begründet. Die Muttergemeinde hilft den neu ankommenden Menschen in der Schweiz eine neue Heimat zu finden. Hier spielt der gesellschaftspolitische Diskurs darüber, wie Menschen in der Fremde eine neue Heimat finden, wie sie in der neuen Welt integriert werden können, mit hinein. Muttergemeinden werden als grosse Hilfe zur Integration im Sinne von Heimat finden empfunden.

Begründungen für eine Zusammenarbeit haben also theologische aber auch lebenspraktische Gründe. Die Metapher der Gastfreundschaft oder das biblische Bild der Einheit in Vielfalt taucht in den Interviews nie auf. Dafür steht das Bild des Leibes Christi, die Geschwisterschaft und das Bild der Familie stark im Vordergrund. Nicht selten überschneiden sich die theologischen Begründungen für und Zuschreibungen zu einer Zusammenarbeit mit integrationspolitischen Diskursen über Heimat und Parallelgesellschaft. Diesen beiden Themenkomplexen ist in Zukunft noch vertiefter nachzugehen. Wie hängen die Bilder des Leibes Christi und der Familie mit Heimat und Parallelgesellschaft genau zusammen? Und wie sind sie mit den Beziehungsmodellen zusammen zu denken?

7. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen für eine lokale (Migrations)ökumene

Die Angaben in den Interviews, die zur Zusammenarbeit mit einer Gemeinde vor Ort gemacht wurden, haben zu den oben beschriebenen Modellen geführt. In jedem der Modelle treten die Akteure freiwillig und aus eigenem Antrieb in eine gewisse Form von Beziehung. In jeder Art von Beziehung konnte ein Schlüsselmoment ausgemacht werden, wo die Beziehung begann. Meistens ging die Initiative für so eine Beziehung von Seiten einer Migrationskirche aus, die auf der Suche nach einem Raum ist. Die Beziehungen werden dann, wie wir gesehen haben, ganz unterschiedlich ausgestaltet. Die Beziehungen können distanziert sein, sich auf organisatorische Fragen beziehen, oder sie können sehr nah und intensiv sein. Sie können durchaus auch eine spirituelle Qualität haben und als ein übernatürliches Geschehen gedeutet werden. Aber in allen Beziehungsmodellen braucht es eine gewisse Bereitschaft für Gespräche und eine gegenseitige Akzeptanz. Während die Zusammenarbeit im ersten Modell vor allem eine Form von Abhängigkeit bedeutet, sind vor allem die letzten beiden Modelle mehr von einem Geben und Nehmen geprägt, wo Zusammenarbeit auch voneinander lernen bedeutet.

Aus diesen vier Modellen lassen sich allgemeine Einsichten für Zusammenarbeit und Beziehung zwischen verschiedenen Gemeinden ableiten.

Eine wichtige Grundvoraussetzung für eine gute lokale Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Gemeinden ist das gegenseitige Vertrauen. Dazu ist ein intensives Kennenlernen notwendig. Das gegenseitige Kennenlernen und auch der Vertrauensaufbau wird über Schlüsselpersonen, Ansprechpersonen, eben Vertrauenspersonen, aus beiden Gemeinden geleistet. In allen Interviews war immer wieder von der zentralen Position solcher Personen die Rede. Oft sind das Pfarrpersonen, es können aber auch Sekretariatsmitarbeitende von Schweizer Gemeinden sein oder Öffentlichkeitsbeauftragte einer Migrationskirche. Auf der Seite der Migrationskirche spielen Deutschkenntnisse und Kenntnisse des Schweizer Kontextes eine wichtige Rolle, die zur Übernahme einer solchen Mittler-Rolle führen. Auf der Schweizer Seite scheinen nicht unbedingt Kenntnisse über die fremden Geschwister ausschlaggebend zu sein, sondern viel mehr, wer Lust und Zeit dazu hat.

Die Zusammenarbeit zwischen den unterschiedlichen Gemeinden wird oft hierarchisch organisiert. Das heisst, es wird von einem höheren Gremium entschieden, ob eine Zusammenarbeit möglich ist. Auf der Schweizer Seite liegt die Entscheidungsgewalt oft in der Kirchenpflege, manchmal kann sie aber auch bei einer Pfarrperson, im Pfarrteam oder im erweiterten Mitarbeitendenteam liegen. In den Migrationskirchen scheint die Entscheidungsgewalt sehr oft bei der Pfarrperson allein zu liegen. Normale Kirchengemeindeglieder haben auf beiden Seiten über eine Beziehung zu anderen Gemeinden nicht viel zu sagen, zumindest kam das in den Interviews nie zur Sprache.

Die Zusammenarbeit beschränkt sich in den von mir interviewten Gemeinden zu einem grossen Teil auf eine Zusammenarbeit zwischen Leitungspersonen. Dort scheint eine Zusammenarbeit meist sehr gut zu funktionieren. Freundschaften fördern also ökumenische Beziehungen.

Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit beziehen sich nicht selten auf unterschiedliche Verständnisse und Deutungen in den verschiedenen Gemeinden. Das können theologische Unterschiede sein, das Gottesdienstverständnis und das Pfarrbild sind durchaus Themen, die genannt wurden, aber vor allem auch ethisch-dogmatische Themen können dazu führen, dass eine Zusammenarbeit erschwert wird. Eine gleiche oder ähnliche theologische Ausrichtung vereinfacht Beziehungen.

Zusammenarbeiten bedeutet also auch Konflikte aushalten zu können. Zusammenarbeit braucht Zeit und Nerven und bedeutet, dass man die eigene Komfortzone auch verlassen muss.

Einstimmig wurde aber überall darauf verwiesen, dass man durch Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden Zeichen setzen kann. Was für Zeichen das sind oder sein sollen, wird unterschiedlich verstanden in den Gemeinden. Die Angaben schwanken von Zeichen, die auf eine Weltevangelisation verweisen oder Zeichen für mehr Gerechtigkeit in der Asylpolitik.

Ebenso wurde überall als Fernziel oder als eigentliches Ziel davon gesprochen, dass eine Zusammenarbeit über eine Unterstützung hinaus gehen und auf ein gegenseitiges Kennenlernen abzielen sollte. Zusammenarbeit sollte wenn möglich ohne Eigennutzen geschehen.

Zusammenarbeit zwischen Migrationskirchen und einheimischen Gemeinden ist eine Herausforderung für die gesamten ökumenischen Beziehungen auf zwei Ebenen. Einerseits haben ökumenische Beziehungen eine praktische, sie haben aber auch eine theologische Dimension. Beziehungen zwischen verschiedenen Kirchen unter diesen beiden Aspekten zu betrachten, bringt unterschiedliche Fragestellungen und Themen hervor. Ökumene bedeutet praktisch verstanden, dass kirchliche Zusammenarbeit zwischen Kirchen und Konfessionen auf Augenhöhe geschehen muss. Wir haben gesehen, dass dies in den Beziehungsmodellen, die ich vorgefunden habe, nicht überall der Fall ist. Der zweite wichtige Punkt bezieht sich auf die Partner in ökumenischen Beziehungen. Wir haben gesehen, dass viele Migrationskirchen eher mit Freikirchen enge Beziehungen eingehen. Das mag an einer ähnlichen theologischen Ausrichtung liegen, oder aber auch an der geteilten Minderheitenposition. Jedenfalls fordert die Auseinandersetzung mit Migrationskirchen auch die herkömmliche und insbesondere innerevangelische Ökumene heraus. Die Zusammenarbeit zwischen Landes- und Freikirchen muss neu bedacht werden.

Die theologische Dimension ökumenischer Beziehungen spielt in zweierlei Hinsicht eine wichtige Rolle. Einerseits geht es darum, die theologischen Motive und Begründungsmuster für eine Zusammenarbeit noch weiter herauszuschälen. Dies habe ich in diesem Beitrag aufgrund meiner empirischen Studie bereits versucht. Interessant wäre hier nun eine Zusammenschau mit kirchlichen Verlautbarungen. Welche Motive werden dort benutzt, um eine Zusammenarbeit mit Migrationskirchen zu begründen? Decken sich die Motive damit, was wir in der Empirie vorfinden?

In Zukunft wird es für ökumenische Beziehungen immer wichtiger werden, dass theologische Schwierigkeiten, kritische theologische Themen, benannt werden können. Bislang wurde das erst sehr wenig gemacht. Der nächste Schritt in meinem Forschungsprojekt wird sein, die induktiven Codes der Interviewstudie auszuwerten. Es zeichnet sich bereits jetzt ein interessanter Code ab, der mit der Frage nach den ökumenischen Beziehungen im Zusammenhang steht: Kirchen- und Gemeindeverständnis. Ich bin gespannt darauf, ob mit der Interviewstudie auch zum Vorschein kommt, was denn die theologischen Themen sind, die zwischen den unterschiedlichen Gemeinden zum Fallstrick werden können. Rein hypothetisch werden es Themen wie Heilung und Gebet sein, aber auch Schriftverständnis und Zeugnis ablegen könnten schwierige Themen sein.